

„Lust und Schmerz zugleich“

Es reicht eine Fingerbewegung – und eine Situation kippt ins Kichern oder ins Unangenehme. Über die Ambivalenz des Kitzelns hat der Literaturwissenschaftler Christian Metz ein ganzes Buch geschrieben. Er findet, es passt ideal in die Zeit.

Herr Metz, Sie haben ein Buch übers Kitzeln geschrieben. Ziemlich schlechte Zeiten dafür gerade, oder?

Eigentlich nicht. Es gab ja mehr Kontakt in traditionellen Familien oder Berührungsgemeinschaften. Und dort spielt das Kitzelspiel eine große Rolle. Es gibt zwar keine Studie darüber, aber ich würde vermuten, dass das Kitzeln in dieser Zeit eher zugenommen hat. Es heißt, ein erheblicher Anteil der Übertragungen des Virus hat innerhalb von Familien stattgefunden. Daran sieht man eindrücklich, dass das Berührungsgemeinschaften sind.

Immerhin: Es bringt uns zum Lachen.

Mir geht es eher darum, dass Kitzeln eine ambivalente Empfindung ist: Sie bereitet Schmerz und Lust zur selben Zeit. Der Mensch ist ein Geschöpf von gemischter Empfindung. Da ist die Sehnsucht nach Berührung, Vertrautheit, direktem Kontakt – und zugleich die Gefahr und die Verletzlichkeit. Das könnte man geradezu metaphorisch lesen für die Zeit, in der wir uns befinden, in der ständig das Sowohl-als-auch gilt.

Apropos Schmerz: Zum „als auch“ gehört, dass wegen der Lockdownphase Kinder in gewaltbereiten Familienstrukturen noch gefährdeter waren. Also doch eher eine schlechte Zeit fürs Kitzeln?

Dass Kitzeln eine gefährliche Figur ist, weil sie immer den Abgrund des Schmerzes eröffnet, stimmt auf jeden Fall. Kitzeln ist ein Anbahnungsphänomen, um übergreifig zu werden. Etwa aus dem Pädophiliekontext, wenn der Onkel „killekille“ macht.

Da es so verwickelt ist, klären wir doch erst mal: Was ist denn genau Kitzeln?

Die Physiologen hätten gerne eine klare Kitzelordnung. Da wäre zum einen der harte Kitzel oder Lachkitzel, die „Gargalesis“. Den kennen wir alle: eine relativ heftige Berührung der Fingerspitzen auf der Haut. Schon allein die Art der Haptik unterscheidet ihn etwa vom Streicheln – davon muss man nicht lachen. Die zweite Art ist der sanfte Kitzel, wenn etwa ein Insekt über meinen Arm

läuft. Die kleinen Beinchen lösen ein Lächeln aus – und einen Abstreifreflex. Man vermutet, dass es eine Art Warnsystem aus der frühen Menschheitsgeschichte ist: Man schläft auf dem Boden, da kommt ein gefährliches Insekt, man schnippt es gerade noch weg, bevor es beißt.

Der typische Grashalm-am-Nackten-Streich.

Genau – aber schon da gibt's Streit. Die einen Physiologen sagen: Der sanfte Kitzel beim Kleinkind ist zuerst da und die Wurzel aller anderen Kitzelarten. Die andere Gruppe findet, das hat nichts miteinander zu tun. Und es gibt noch eine dritte Kitzelart, sie taucht schon bei Platon oder Hippokrates auf: der sexuelle Kitzel, als sexueller Antrieb, eine Art Begehrenskitzel. Auch wenn die Physiologen um 1900 – eine Hoch-Zeit der Kitzelforschung – gerne alle drei streng voneinander trennen: In allen Kitzelschriften schlägt das eine immer in das andere um. Das sanfte ins harte Kitzeln, in Folterkitzel. Die Debatte zeigt, dass das Thema nicht erforscht ist, und zwar weltweit. Wir wissen wenig über das Kitzeln.

Das verblüfft. Weshalb ist das so?

Der Kitzel steckt im Detail. Und routinierte Details übersieht man. Wer denkt schon darüber nach, dass er auf eine Rolltreppe steigt? Wir haben uns an unser Inventar der Gegenwart gewöhnt. Meine Vermutung: Man hat nicht erkannt, wie wichtig die ambivalente Grundfigur des Kitzelns ist. Weil man immer in Gut versus Böse gedacht hat. Statt auf etwas zu schauen, das Gut und Böse, Schmerz und Lust gleichzeitig sein kann. Wie das Kitzeln.

Der Homo titillatus sei der Kern unseres Daseins, schreiben Sie, übersetzen es als „der kitzelige Mensch“. Aber eigentlich ist es ja „der Gekitzelte“ – ein Gegenüber gehört also dazu?

Wenn man mit einer Feder leicht über den Arm streicht, kann man das Schaudern des sanften Kitzels selbst erzeugen. Bei Lachkitzel geht das nicht. Weil man ja vorher weiß, wo man sich berührt. Ohne den Moment der Überraschung geht es nicht. Vielleicht passt



„Kitzligkeit“ besser: Die Anlage fürs Kitzelgesein macht den Menschen aus.

Und damit auch als soziales Wesen?

Ja, die Berührungsgemeinschaft gehört zum Menschsein dazu. Der experimentelle Psychologe Martin Grunwald geht in „Homo hapticus“, seinem Buch über den Tastsinn, sogar so weit, dass schon der pränatale Zellentwicklung auf Berührung beruhe. Später nimmt das Kind übers Kitzeln erstmals wahr, dass es einen eigenen Körper hat. Schon Charles Darwin machte Kitzelexperimente am

Fuß seines sieben Tage alten Kindes: Der Fuß zuckte weg. Für ihn der Kern des Fluchtrefflexes. Kitzeln führt deshalb zur Eigenständigkeit, es beinhaltet beides: Distanzierung – weil nicht mehr verschmolzen mit dem Körper der Mutter – und Nähe.

Aber im Kitzeln steckt immer auch ein Machtgefälle: die Person, die diesen Scheinangriff startet, und jene, die sich dem unterwerfen muss.

Das bekommt man aus dem Kitzeln nicht heraus. Es geht immer um

einen Übergreif auf den anderen, im Sinne von Gewalt. Das sieht man extrem bei Folterkitzel, aber etwa auch in der sexuellen Praxis des Kitzelns – Kitzelpornographie inszeniert dieses Gefälle. Es wird Gewalt ausgeübt, ohne Spuren zu hinterlassen, jedenfalls keine sichtbare Wunde. Die Reaktion kann totale Erschöpfung sein. Atemnot. Weil man etwas wider Willen tut.

Im harmlosesten Fall: Man lacht, obwohl man keinen Bock mehr hat.

findlich auf eine Chemotherapie, auf Bestrahlung und verschiedene Gifte. In jedem Fall sorgt aber die Zigarette für reichlich Giftzufuhr. Wussten Sie, dass sich im Zigarettenrauch über 5000 giftige und krebserregende Chemikalien finden? Darunter Teerstoffe, Chrom, Arsen, Blei, Cadmium, Formaldehyd, Dioxin, Benzol oder Nitrosamine und das radioaktive Polonium. Sie sorgen für DNA-Schäden im Haarfollikel, Entzündungen und Vernarbungen des Haarfollikels und eine Blockade der wachstumsfördernden Wirkung von Östrogen. Außerdem nimmt die Durchblutung der Haarwurzel ab, die Folge: Haarausfall. Es lohnt also der Versuch, die Zigaretten abzusetzen, um die Raucherlätze abzuwenden.

Manche Medikamente (Blutdrucksenker, Fettsenker, Blutverdünner, Anabolika) können für Haarausfall sorgen, auch mechanische Reizungen wie zu viel Zug oder Druck durch straffe Zopffrisuren, Kappen oder Helme. Dieser mechanische Reiz zeigt sich auch an den Beinhaaren. Männer wundern sich ja oft über kahle Waden. Die knackig sitzende Jeans scheuert permanent an den Beinen.

Es gibt also eine Vielzahl möglicher Gründe für Haarausfall. In vielen Fällen regenerieren sich die Haare wieder von allein oder auch, wenn auf die richtige Diagnose eine erfolgreiche Behandlung folgt. Wartet man zu lang, können Haarfollikel für immer schrumpfen. Doch selbst dann kann man noch helfen: mit-

Wohlbekannt, doch nicht gut erforscht: Warum rufen Kitzelattacken ungehemmtes Kinderlachen hervor? Foto Vario Images

Das „Nein, nein, nein, hör auf“ gehört mit zum Kitzelspiel. Aber das kann umschlagen in höchste Ernsthaftigkeit und Gefahr. Es wäre daher wichtig, wenn das „Nein“ immer auch als „Nein“ ernst genommen wird.

Dieses Machtgefälle taucht im deutschsprachigen Raum auch im Wort „Kitzler“ für Klitoris auf. Wieso hält sich das so hartnäckig?

Wir tragen das Wort in unserer Alltagssprache und Lehrbüchern der Medizin weiterhin mit uns herum, ja. Und ja, das sind männliche Zuschreibungen, von männlichen Medizinern und ihrem Blick auf weibliche Körperlichkeit und Gesundheit. Es wäre eine große Überraschung, wenn es anders wäre. Aus feministischer Perspektive infantilisiert „Kitzler“ das Weibliche, etwa weil wir heute das Kitzeln vor allem mit Eltern-Kind-Beziehungen verbinden. Aber damit hat es historisch nichts zu tun. Der Begriff stammt aus der Medizingeschichte und taucht schon bei Hippokrates und Aristoteles auf – und zwar für weibliche wie männliche sexuelle Lust. Die Kitzelempfindung spielte in den antiken Zeugungstheorien eine große Rolle.

Das Wort ist wie eine Bedienungsanleitung – als ob es nur eine Art der Berührung gäbe.

Schon der Mythos der griechischen Nymphe Kleitoris, dem auch Hippokrates' Denken unterliegt, erzählt davon, dass diesen Punkt zu berühren ein Kitzelgefühl auslöst. Aber in einem gemeinsamen Kitzelmoment: Denn Hippokrates geht davon aus, dass Mann und Frau gleichzeitig einen Orgasmus erleben müssen, damit männlicher und weiblicher Samen – an die Eizelle denkt er noch nicht – miteinander verschmelzen können. Dass mit „Kitzler“ weibliche Lust abgewertet wird, passiert dann im Laufe der Geschichte – und übrigens ein paar Zeilen weiter auch bei Hippokrates.

Überhaupt gehört zum Kitzeln offenbar eine richtiggehende Obsession der Lokalisierung: Die einen dachten, es komme vom Zwerchfell, Descartes siedelte es in der Zirbeldrüse an.

Dazu passt die vierte Kitzelform, auch wenn die Physiologie da aufschreit: der Nervenkitzel. Den haben wir als Angst-Lust-Prinzip in den Kopf verlagert: ins Unsichtbare. Es gibt einen ganzen Traditionszweig, der von der Ideenfindung im Geistigen bis zur Berührung des Papiers reicht und Witzeln, Kitzeln und die Schreibtechnik des Kitzelns verbindet, eine Art Denkitzel also. Beide treiben uns voran – als Neugier. Und zwar immer auch dahin, wo's weht tut. Weil die Tendenz zum Schmerz so klar ist, steckt im Kitzeln auch immer die Fürsorge für den anderen. Man lernt, dass man anderen vertrauen muss. Und hoffentlich, dass man das Kitzeln nicht wider den anderen ausnutzt.

Prima: Vertrauen und Respekt in einer Handbewegung.

Nicht mal! Es reicht eine Fingerspitzenberührung.

Christian Metz, „Kitzel. Genealogie einer menschlichen Empfindung“, S. Fischer, 2020, 640 Seiten, 32 Euro.

Die Fragen stellte Anne Haeming.

■ SAGEN SIE MAL, FRAU DOKTOR

VON YAEL ADLER



Können Männer nichts gegen Haarausfall tun?

dernde Kinn unterstreicht. Aber wie immer im Leben gibt es auch eine gegenteilige Auffassung. Und die besagt, dass besonders Männer mit dichtem Haar anziehend wirken und bessere Chancen beim weiblichen Geschlecht haben. Ein berühmter Betörer ist George Clooney.

Glaubt man übrigens dem Volksmund, dann muss man sich als Mann nur die Frisur des eigenen Großvaters mütterlicherseits anschauen, um voraussagen zu können, wie es später um die eigene Haarpracht bestellt sein wird. Tatsächlich aber gibt es wissenschaftliche Belege dafür, dass eine bestimmte Genvariation, die zu einer Überempfindlichkeit der Haarwurzel führt und damit zur Glatze, nur über die Mutter vererbt wird.

Es ist völlig normal, wenn wir Haare verlieren, jeden Tag sind es bis zu einhundert. Auf unserem Kopf herrscht also ein ständiges Kommen und Gehen; das ist zu-

nächst nicht weiter schlimm. Sollten aber mehr Haare gehen als kommen, der Nachwuchs den Verlust der älteren Generationen nicht ausgleichen können, dann sprechen Mediziner von Haarausfall.

Kopfhaare wachsen etwa einen Zentimeter pro Monat, und das drei bis sechs Jahre lang. Befindet sich das Kopfhaar in gesundem Gleichgewicht, sind 85 bis 90 Prozent der Haare in der Wachstumsphase, ein Prozent in der Rückbildungsphase und etwa neun bis vierzehn Prozent im Ruhestadium. Sollte der Anteil dieser „ruhenden“ Haare größer sein, ist das ein klares Anzeichen für Haarausfall.

Manchmal reicht schon die Jahreszeit. Denn den „Fellwechsel“ im Frühjahr und im Herbst gibt es auch beim Menschen, jedoch ohne Ausdünnung oder Verdichtung des Haarkleides. Neben dem klassischen männlichen Haarausfall mit Tonsur und Geheimratsecken ist eine häufige

weitere Ursache ein Mangel an Mikronährstoffen wie Zink, Eisen, B-Vitaminen oder Aminosäuren. Ebenso ein fiebriger Infekt, eine Impfung, eine seelisch oder körperlich belastende Situation, eine Operation, eine Crashdiät – sie alle können die Wachstumsphase beenden und das Haar vorzeitig in die Ruhephase schicken, mit kurz darauffolgendem Haarverlust. Das geschieht zeitversetzt, also etwa acht bis sechzehn Wochen nach dem auslösenden Ereignis, weshalb es manchmal so schwer ist, der Ursache auf den Grund zu gehen, weil man es bereits längst vergessen hat. Leider gibt es auch eine Vielzahl von Erkrankungen, die zu vermehrtem Haarausfall führen; dazu gehören Probleme mit der Schilddrüse und andere Hormonstörungen sowie diverse entzündliche Hautkrankheiten.

Weil Haarzellen sehr stoffwechselaktiv sind, reagieren sie außerdem äußerst emp-